

Stadtleben

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **16 (2009)**

Heft 176

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FAKTENLANDSCHAFT IM WEIHRUCHNEBEL

Eine neue Publikation nimmt die Bauten der fürstbischöflichen Ostschweiz unter die Lupe. Der Historiker und Autor Peter Müller schaute sich das zweibändige Werk genau an und fragt sich, was zeitgemässe Zugänge zur Geschichte der Fürstabtei sind.

Es ist bekannt: Das Kloster St.Gallen hat weite Teile der Ostschweiz teilweise über Jahrhunderte politisch, wirtschaftlich, kulturell und gesellschaftlich geprägt. In der Alten Eidgenossenschaft, die 1798 unterging, war der St.Galler Klosterstaat das viertgrösste Staatsgebilde. Von allem sind nach über 200 Jahren noch viele Spuren vorhanden. Zu den materiellen gehören etwa Bauten, Kunstschätze und Handschriften. Immaterielle Spuren finden sich in der Tradition, der kollektiven Mentalität, den Köpfen der Menschen. Die Dimension wird einem allerdings nicht ohne Weiteres bewusst. Hier leistet nun eine neue, zweibändige Publikation des St.Galler Kunsthistorikers Johannes Huber nützliche Hilfe. Auf über 800 Seiten lässt sie die fürstbischöfliche Ostschweiz aufstehen. Handbuchartig listet sie Ort für Ort alle wichtigen Bauten und Kunstwerke auf, die bis 1800 auf dem Gebiet des St.Galler Klosterstaates

entstanden sind: Kirchen, Kapellen, Wohnhäuser, Verwaltungsgebäude, Altäre, Gemälde. Dazu sind lexikonartige Überblickstexte zur Geschichte der Fürstabtei und ihrer Regionen gestellt. Geografisch reicht das Gebiet von Wil bis Rorschach, von Süddeutschland bis ins Rheintal und ins Toggenburg. Das ist in der Tat beeindruckend und weckt Lust auf gezielte Spaziergänge und Ausflüge.

Menschenleere Ansichten

Andererseits fragt man sich: Wird einem diese fürstbischöfliche Ostschweiz so wirklich nahegebracht? Lässt sie sich so als kulturelles Erbe unserer heutigen Alltagswelt entdecken? Zweifel tauchen beim Durchblättern auf. Bei den Fotos dominieren neben einzelnen Kunstwerken menschenleere Aussenansichten oder Innenräume von Gebäuden. Auch Autos sieht man praktisch keine. Das wirkt

auf die Dauer leicht gespenstisch: die Ostschweiz als fürstbischöfliches Freilichtmuseum. Die Texte des Buches verfolgen dieselbe Optik. Die Zeit nach 1805 und Bezüge zu unserem heutigen Lebenshorizont sind weitgehend ausgeklammert. Die Gebäude und Kunstgegenstände werden Einzelteil für Einzelteil beschrieben. Über ihren «Ort im Leben» erfährt man wenig. Dabei waren alle diese Gebäude, ob Pfarrhaus, Zehntscheune, Kapelle oder Sommerschlösschen «Bühnen», die verschiedenste Funktionen hatten, auf denen unterschiedlichste Menschen anzutreffen waren. Fürs Verständnis der Gebäude wäre das grundlegend, durch dieses Leben werden sie erst interessant. Zudem führt heute vielen das Basiswissen über die katholische Religion: Welche «mentale Landschaft» steht hinter dieser fürstbischöflichen Landschaft von Kirchen, Siedlungen, Wegen und Feldern? Auch hier erfährt der Leser wenig, was das Verständnis zusätzlich erschwert. Ähnliches gilt für die Altäre, Heiligenbilder oder Glocken. Wozu dienten sie? Wovon erzählen sie? Der Autor scheint das Wissen vorauszusetzen. Wers nicht hat, ist selber schuld. Die kunsthistorischen Ausführungen selbst sind sehr kompakt und summarisch-lexikonhaft. Das mag im Sinn der wissenschaftlichen Objektivität sein, hat aber den Nachteil, dass man vom «Geist» und der «Seele» dieser Bauwerke und Kunstgegenstände nur ansatzweise etwas mitbekommt. So etwas wie emotionale oder gar heimliche Verbundenheit schafft das alles nur sehr bedingt. Und genau das wäre bei einem solchen Thema doch wichtig. Bloss an Fachleuten kann sich diese Publikation nämlich kaum richten. Dafür wäre der Aufwand schlicht unverhältnismässig.

Fakten

Doch zurück zum Inhalt. Zur Sozial- und Alltagsgeschichte der Ostschweiz gibt es im Buch einige Perlen, insgesamt sind sie aber doch stiefmütterlich vertreten: die breite Bevölkerung und ihre Lebensbedingungen, die politischen und sozialen Spannungen, die Erzähltraditionen, aber auch die Landschaft, die Siedlungsformen oder die vorklösterlich-vorkirchliche Geschichte. Gerne etwas lesen würde man auch über die finanziellen Aspekte. Was haben diese Gebäude und «Schätze des Glaubens» gekostet? Wie wurden sie finanziert? Gerade billigt dürfte das alles nicht gewesen sein. Die politische Sicht der Publikation schliesslich ist ziemlich obtrübenkirchlich-fürstbischöflich. Das zeigt sich besonders in den Kapiteln über das aufwändige Toggenburg und bei der Wahl der Personen, die ein Kurzporträt erhalten. Und über das mentalitätsgeschichtliche Erbe der Fürstabtei St.Gallen – die Spuren, die sie in den Köpfen der Menschen und den kollektiven Befindlichkeiten hinterlassen hat – findet man ebenfalls nur wenig. Nun wird der Fachhistoriker einwenden: «Eins nach dem andern. Dieses Buch stellt zunächst einmal die sauberen Faktengrundlagen zusammen. Auf ihrer Basis kann man weiterarbeiten.» Da hat er Recht. Andererseits ist es doch etwas ärgerlich, wenn der Fokus derart statisch-kunsthistorisch-sakral und faktenfixiert ist. Zudem gibt es für Stadt und Kanton St.Gallen inzwischen reichlich viele solcher fakten- und kunstgeschichtlichen Publikationen.

Geschichte gehört nicht dem Kloster

Muss ein zeitgemässes Handbuch über die Geschichte, Kunst und Kultur der Fürstabtei St. Gallen so aussehen? Für Nicht-Kunsthistoriker und Nicht-Kirchen-

historiker ist «Entlang der Fürstentlandsstrasse» jedenfalls nur von begrenztem Wert, zumal man vieles bereits anderswo nachlesen kann. Schon mit wenigen zusätzlichen Sätzen, Abschnitten und Kapitelchen da und dort wäre der Blick des Buches reicher, differenzierter und ganzheitlicher geworden. Kaum jedermanns Sache ist zudem die offenkundige

«Entlang der Fürstentlandsstrasse» will offenbar, dass wir vor Ehrfurcht erstarren: vor einer buchstäblich versteinigten Geschichte, vor einer historischen «Kulturlandschaft».

Verklärung des Klosters St.Gallen, die sich durch die 800 Seiten zieht. Die Fürstabtei St.Gallen war kein ostschweizerisches Shangri-La, wo edle «Gallusmönche» 1200 Jahre lang Kultur, Kunst und Wissenschaft auf europäischem Niveau betrieben und daneben ihren Untertanen ein glückseliges Leben bescherten. «Wurzel und Seele der Idee St.Gallen» und das «bauliche Erbe» der Fürstabtei, die der Autor beschwört, sind für unser heutiges Selbstverständnis nur noch bedingt von Relevanz, würden andererseits aber auch zu zeitgemässen Neuentdeckungen laden. Und die Geschichte unserer Region vor 1805 gehört nicht einfach dem Kloster St.Gallen. Sie ist die Summe

unterschiedlichster Geschichten: von Menschen und Tieren, Weibern, Dörfern und Städtchen, Tälern und Tobeln, von Erfahrungen, Ideen, Weltbildern und Träumen. Davon findet man in diesem Buch eindeutig zu wenig.

Erbe von allen

«Entlang der Fürstentlandsstrasse» will offenbar, dass wir vor Ehrfurcht erstarren: vor einer buchstäblich versteinigten Geschichte, vor einer historischen «Kulturlandschaft», die der Autor als eine Art kirchlich-heilig-kunsthistorisches Territorium betrachtet. Im Grunde beschreibt er die ganze Ostschweiz wie eine einzige, grosse Kirche. Für unser postmodernes, multiperspektivisches 21. Jahrhundert ist das doch etwas viel verlangt. Man könnte auch sagen: etwas langweilig, zumal der Text insgesamt einen allzu routinisierten, fliessbandhaften Eindruck macht. Vor allem aber wird nicht plausibel, warum diese Gebäude und Kunstgegenstände unbedingt schützenswert sind, was der Autor mit Nachdruck betont. Schützen will man nur, was einen irgendwie betrifft, beschäftigt, berührt. Wie lässt sich die fürstbischöfliche Vergangenheit unserer Region zeitgemäss vermitteln und fruchtbar machen, als «Erbe von allen», jenseits der altbekannten, ausgetretenen Horizonte von Kunstgeschichte bis Gallus-Verehrung? Es wäre wichtig, sich über diese Frage ausführlich Gedanken zu machen. Nur wenn wir dieses «Erbe» in all seinen Aspekten thematisieren, den positiven und den problematischen, den konventionellen und den überra-schenden, können wir sein Potenzial wirklich nutzen.

Johannes Huber: Entlang der Fürstentlandsstrasse. Verlag am Klosterhof, St.Gallen 2008.

FÜNF AUSFLUGSTIPPS



Sonnenuhr

Im Hof Spillhusen bei Mosnang stehen noch heute das Bauernhaus und das «Laboratorium» von Fridolin Aron (1745–1807), Uhrmacher, Kunstschreiner, Porträtmaler, Lokalpolitiker, Freigeist. An der Fassade des Wohnhauses hat er eine Sonnenuhr angebracht, oberhalb derer ein Mann mit breitkrempigem Hut aus einer Wandluke schaut – wohl ein Selbstporträt.



Schlacht

In der Wallfahrtskapelle Dreibrunnen bei Wil kann man an der Decke gleich zwei Türkenkriegen besichtigen: Lepanto (1571) und Wien (1683). Die 1761–1763 entstandenen Gemälde stehen in einem interessanten Gegensatz zur idyllischen Umgebung. Als Ganzes dürfte Dreibrunnen an einen vorchristlichen Kult anknüpfen.

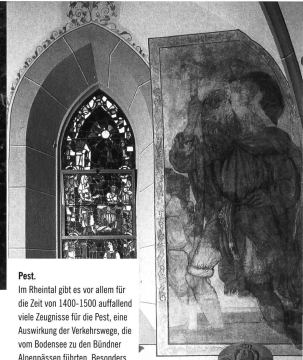
SAITEN 02093



Holz

1745 wurde in St.Fiden die letzte st.gallische Hölze hingestellt: Margaretha Suter, bis 1741 Pfarrkürschin in Untertengen. Eine düstere Geschichte, die das Dorf spaltete und viele Jahre beschäftigte. Das Höhenkreuz im Hinterhof ist nach mündlicher Überlieferung Sühnenmal für das Unrecht.

SAITEN 02019



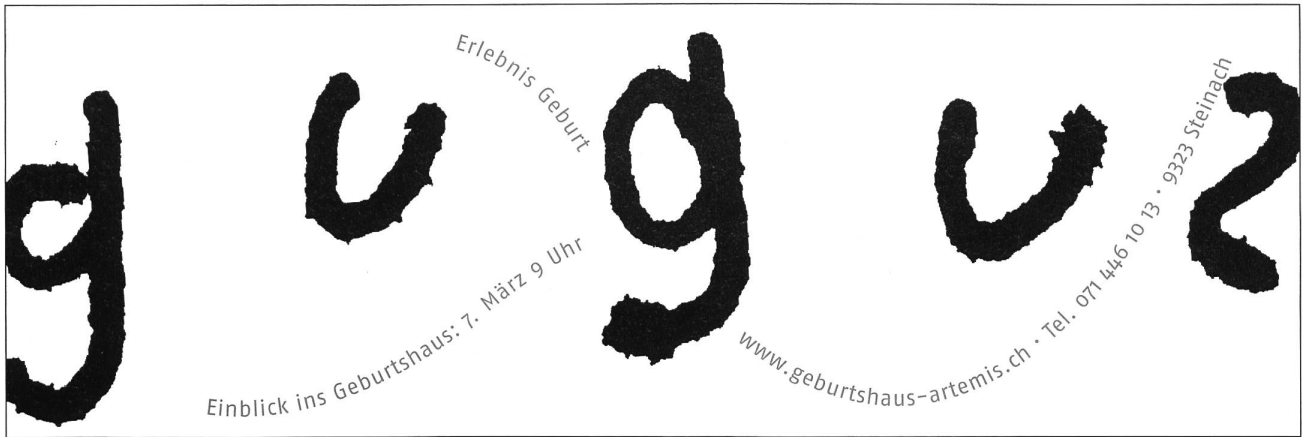
Pest

Im Rheintal gibt es vor allem für die Zeit von 1400–1500 auffallend viele Zeugnisse für die Pest, eine Auswirkung der Verkehrswege, die vom Bodensee zu den Bündner Alpenpässen führten. Besonders eindrücklich ist die St.Sebastian-Kapelle in Berneck. Ihr Bildprogramm thematisiert die Pest ausführlich.



Strasse

Die Alte Konstanzerstrasse entstand vermutlich im 8./9.Jahrhundert. Sie war ein wichtiger Personen-, Güter- und Pilgerweg, der St.Gallen mit Konstanz verband. Heute ist sie ein beliebter Wanderweg, der über weite Teile der historischen Streckenführung entspricht.



Hatha Yoga / Pilates / Zala* / ZalaDuo / Massage

*ganzheitliches Körpertraining

Teufenerstrasse 8 9000 St.Gallen www.studio-8.ch
Christine Enz 076 458 10 66 Susanna Koopmann 078 623 06 43

studio (8)

dreischiibe Office Point

Ihr Pluspunkt für Büroservice und Versand

Büroauftragsdienst · Sekretariatsführung · Telefondienstleistungen ·
Buchhaltung · Datenerfassung-/verwaltung · Text-/Kopierarbeiten ·
Abonnenten-/Bestellservice · Versand-/Ausrüstarbeiten ·
Vertriebsunterstützung

Rosengartenstrasse 3, 9006 St.Gallen, Tel. 071 243 58 95
officepoint@dreischiibe.ch, www.dreischiibe.ch



dreischiibe

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**25 JAHRE COMEDIA!
DIE UNABHÄNGIGE GENOSSENSCHAFTSBUCHHANDLUNG.
BELESEN. ERLESEN. ECHT.**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

STEUERSÜND AUF DER ALPEN-BANK

Die EU-Finanzminister wollen die Steueroase Schweiz trockenlegen. Ohne Kollateralschaden geht das nicht. In St.Gallen verwaltet eine Bank aus EU-Österreich mit EU-deutschem Personal Vermögenswerte von über 500 Millionen Euro von grösstenteils deutschen Staatsbürgern.

von Harry Rosenbaum

Die ersten deutschen Anleger kamen als Rucksacktouristen. Nicht nach St.Gallen, aber nach Jungholz – in die österreichische 300-Seelen-Exklave in Bayern. Bald mal gabs drei Banken im Tiroler Dörfchen, die mit siebzig Mitarbeitern rund vier Milliarden Euro verwalteten.

«Ihr Weg zu uns – schnell und direkt. Sie können uns bequem mit dem Auto, der Bahn oder dem Flugzeug erreichen», empfiehlt sich das Bankhaus Jungholz an der Poststrasse seiner deutschen Kundschaft. Für Individualreisende sind im Routenplaner auf der Website die am günstigsten gelegenen Parkhäuser angegeben. Das Parkieren an der Poststrasse ist nicht ratsam. Es könnten sich ja Schnüffler im Staatsdienst dort herumtreiben und Autonummern mit der Landeskenntung D notieren, was den Kfz-Haltern bei der Heimkehr recht unangenehm werden könnte, weil sich die Steuerfahnder so ihren Reim auf Sinn und Zweck der Visite bei den Jungholzern machen. Ist auch nahe liegend bei dem Dienstleistungsangebot auf der Website der Private Banker für das fiskalisch gerupfte EU-Volk:

«Das Bankhaus Jungholz bietet Ihnen vielfältige Möglichkeiten der Kapitalanlage. Die Kontoführung ist sowohl auf Namen- wie Nummernkonten möglich. Mit dem Namenkonto nutzen Sie unter dem Schutz des strengen Schweizer Bankgeheimnisses (Art. 47 BaG) sämtliche für Ihre individuellen Anlagebedürfnisse erforderlichen Anlagevarianten. Der Schutz Ihrer Privatsphäre steht – neben der Lösung Ihrer individuellen Anlagebedürfnisse – im Mittelpunkt unserer Bemühungen. Auf Basis des diskreten Nummernkontos ist dieser Schutz optimal gewährleistet. Dieser Kontotyp ermöglicht ebenfalls sämtliche Anlagevarianten. Ausländer sind mit ihren Anlagen von der Verrechnungssteuer befreit, wenn der Emittent kein schweizerisches Unternehmen ist, beziehungsweise wenn das Geld nicht in der Schweiz direkt angelegt wird (fiduziarische Anlagen). Die Zurückbehaltung der Korrespondenz (z.B. Abrechnungen, Konto- oder Depotauszüge) kann vereinbart werden und ist für unsere Kunden kostenlos.»

Vier Millionen im Tirol

«Eine Bank wie die Alpen» – rühmt sich Jungholz in der Eigenwerbung. Daran ist was Wahres. Die ersten deutschen Anleger kamen als Rucksacktouristen. Nicht nach St.Gallen, aber nach Jungholz – in die österreichische 300-Seelen-Exklave in Bayern. Bald mal gabs drei Banken im Tiroler Dörfchen, die mit siebzig Mitarbeitern rund vier Milliarden Euro verwalteten. Die österreichische Raiffeisen-Gruppe Reutte dehnte mit der Jungholz-Tochter das lukrative Private Banking auch auf die Schweiz aus. Die helvetische EU-Abstinenz schafft noch bessere Voraussetzungen für optimale Kapitalanlagen. Tausend Kunden zählte

Jungholz Schweiz im Jahr 2006 und verwaltete Vermögenswerte in der Höhe von 375 Millionen Franken. Der Kundenstamm ist inzwischen weiter gewachsen und die Vermögenswerte belaufen sich heute auf über 500 Millionen. Ein Blick ins St.Galler Handelsregister zeigt: Die Bank ist nach wie vor österreichisch. Geschäftsleitung und Kader sind allesamt deutsche Staatsbürger.

Nach Angaben eines Jungholz-Sprechers sei das Personal in der Schweiz wohnhaft und bestens integriert. Im Visier haben die Jungholz-Migranten Landsleute mit einem Vermögen von zwei Millionen Euro aufwärts. Auf Kapitalanlagen entfällt die EU-Zinssteuer in der Höhe von satten 35 Prozent und bei den Erträgen die seit Anfang 2009 geltende Abgeltungssteuer, die 25 Prozent abzwackt.

Peitschenhiebe für deutsches Kader

Die Steuersünd auf der Alpen-Bank findet in einem wenig spektakulären Ambiente aus Granit, Holz, Fell und Loden statt. Die Innenarchitektur-Beschreibung stammt aus einem Artikel im St.Galler Tagblatt vom Mai 2006. Er ist nach der Verlegung des Geldinstituts aus den zu klein gewordenen Räumlichkeiten im Union-Gebäude am Oberen Graben in das aparte Reihengeschäftshaus der früheren Bank Thorbecke an der Poststrasse erschienen.

Als entschlossenster EU-Trockenleger der Schweizer Steueroase hat sich der deutsche Bundesfinanzminister Peer Steinbrück geoutet und schon mal mit der Peitsche gedroht, falls die Schwarzgeld-Eidgenossen den Wünschen nicht nachkommen würden. Dass dabei auch eine Bank gepeitscht werden müsste, die ihren Konzernsitz in Österreich hat und die Hiebe wohl auch das deutsche Kader dieses Instituts abbekäme, ist zumindest dem Mediensprecher von «Peitschen-Peer» Oliver Heyder-Rentsch so peinlich, dass er bei der Beantwortung der entsprechenden Anfrage auf diesen Umstand gar nicht eingehen mochte: «Ich bitte um Verständnis, dass ich nicht auf einzelne Geldinstitute Bezug nehme. Generell kann man aber sagen, dass im Mittelpunkt das Bankgeheimnis steht. Mit dem Bankgeheimnis wird aber mit dem Unterton des Schutzes vor der Steuer erworben. In dieser Hinsicht bestehen keine grundlegenden Unterschiede zwischen Österreich, der Schweiz, Liechtenstein und auch Luxemburg. Keines dieser Länder akzeptiert in vollem Umfang die OECD-Grundsätze, die verlangen, dass die Steuerbehörden Zugang zu Bankinformationen haben müssen, soweit dies zur Durchführung der Besteuerung erforderlich ist.»

GESELLSCHAFTSANALYSE VON UNTEN

Die Ansätze des Soziologen Pierre Bourdieu sind brandaktuell. Ein Gespräch mit dem Leiter des Soziologischen Seminars der Uni St.Gallen Franz Schultheis und seinen Assistenten Patricia Holder und Michael Gemperle über ihre Bourdieu-Veranstaltungsreihe, Prekariat, Objektivität und Feigenblätter. von Rolf Bossart

Das Seminar für Soziologie an der Universität St.Gallen betreibt Forschung in der Tradition des 2002 verstorbenen französischen Soziologen Pierre Bourdieu. In Zusammenarbeit mit der Erfreulichen Universität Palace, der Buchhandlung Comedia und dem Kinok organisiert das Seminar im Februar verschiedene Veranstaltungen zur Aktualität von Pierre Bourdieus Forschungsansatz. Ganz im Sinne der Idee des «kollektiven Forschers» von Pierre Bourdieu, wo die Erkenntnis des einen im Ergebnis immer gleichviel wiegt wie die des anderen, sind die Antworten nicht mit Namen gekennzeichnet.

Saiten: Wo liegt die Aktualität dieses Soziologen?

Er ist ein wichtiger Vertreter der Sozial- und Geisteswissenschaften, war sowohl Soziologe, Anthropologe als auch Ethnologe. Sein Werk ist unglaublich breit und bunt. Bourdieu hatte mit der Studie «Das Elend der Welt» eine neue Form der Gesellschaftsdiagnose vorgelegt. Kollektiv, das heisst mit zwanzig Mitarbeitern, haben sie das Alltagsleben durchforstet und den Leuten die Möglichkeit geboten, über ihre Erfahrungen und Schwierigkeiten zu reden. Diese Zeugnisse haben sie theoretisch eingeordnet und so für die Gesellschaftsdiagnose einen Beitrag geleistet, der für uns hier in St.Gallen durchaus richtungweisend ist. Die Aktualität liegt aber auch darin, dass Bourdieu in seinen Schriften bestimmte Pervertierungen des modernen Kapitalismus, die heute handgreiflich zu Tage getreten sind, bereits früh diagnostiziert hat.

Im Februar wird in der Comedia die Ausstellung «Pierre Bourdieu in Algerien» gezeigt. Was wird zu sehen sein?

Die Ausstellung zeigt Fotografien, die Pierre Bourdieu während und nach seiner Militärzeit in den fünfziger Jahren in Algerien aufgenommen hat. Er hat dort unter dem Eindruck des Kolonialkriegs und der Veränderungen, die sich in der algerischen Gesellschaft und Kultur als Folge der französischen Besatzung vollzogen haben, angefangen, soziologisch zu forschen und seine Arbeit fotografisch begleitet. Diese Ausstellung ist von Januar bis März in Konstanz zu sehen und wird in St.Gallen in einer kleineren, thematisch zusammengestellten Version gezeigt. Sie trägt nach Bourdieu den Titel «Ökonomien des Elends». Es handelt sich dabei vor allem um Fotografien, die Auswirkungen der kapitalistischen Modernisierung in Algerien zeigen, beispielsweise die Industrialisierung der Landwirtschaft, die Entstehung eines städtischen Subproletariats und die Folgen der Zwangs-Umsiedlungen im Landesinnern.

Die Ausstellung wird von Veranstaltungen an der Erfreulichen Universität Palace und im Kinok begleitet. Die Reihe trägt den Titel «Prekäre Zeiten». Was soll man sich darunter vorstellen?

Es geht dabei in Anlehnung an Bourdieus Arbeiten um die Analyse von destabilisierten Lebensbedin-

gungen, die auch bei uns immer mehr zu beobachten sind. Darunter verstehen wir unter anderem die Tatsachen der zunehmenden Unsicherheiten im Anstellungsverhältnis oder der Armutsbetroffenheit trotz Hundert-Prozent-Stelle. Einerseits wollen wir zeigen, mit welchen Instrumenten Bourdieu solche Phänomene analysiert hat, sowohl in Algerien als auch in den französischen Vorstädten. Andererseits möchten wir den Bogen zur aktuellen Prekaritätsdiskussion schlagen. Zwei Referate behandeln die prekären Verhältnisse im Niedriglohnbereich und die Auswirkungen auf die alltägliche Lebensführung. Abschliessend diskutiert ein Podium über die politischen Implikationen dieser Art von Forschung.

Prekäre Zeiten, Ökonomien des Elends – ist das für die Schweiz nicht ein wenig übertrieben?

Bedingt durch die Schwäche der Arbeiterbewegung hat sich in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg ein spezifischer Umgang mit solchen Themen durchgesetzt, der stark von Ablehnung und Verdrängung geprägt ist. Als eine Forschungsgruppe um Ueli Mäder Anfang der neunziger Jahre in einer Studie über Basel feststellte, dass etwa fünfzehn Prozent der Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze leben, wurde dies stillschweigend unter den Tisch gekehrt. Seither hat die neoliberale Politik in der Schweiz Einzug gehalten und die sozialen Ungleichheiten weiter vergrössert – zwar ein wenig später als andersorts, aber nicht weniger folgenschwer. Wir arbeiten in einem Forschungsverbund, in dem Leute aus über fünfzehn Ländern beteiligt sind. Das vergrössert den Fokus für solche Themen entscheidend. Nehmen wir nur mal die französischen Banlieues mit einer Jugendarbeitslosigkeit von zirka fünfzig Prozent oder die aktuelle Situation in Griechenland, wo viele selbst mit hohen Berufsabschlüssen keine Stelle kriegen.

Bourdieu war nebst Forscher auch politischer Aktivist, der an Demonstrationen gesprochen und sich in Zeitungen zu Wort gemeldet hat. Es gibt Bücher von ihm mit Titeln wie «Interventionen» oder «Gegenfeuer». Wie passt das zusammen mit dem modernen Idealbild vom objektiven, neutralen, rein auf seine Methode konzentrierten Forscher?

Wenn ich skandalöse Zustände antreffe und die nicht Skandal nenne, dann ist das nicht objektiv. Objektivität widerspricht nicht dem Umstand, dass man engagiert ist und dass man soziale Missstände und Ausbeutung auch beim Namen nennt.

Aber andere Forscher würden sich da dezidiert zurückhalten und sagen, ich liefere nur Material, die Interpretation und die Schlüsse daraus überlasse ich der Politik.

Die sind eben schlecht beraten. Ich kann nicht über Jugendarbeitslosigkeit forschen oder über Probleme stigmatisierter Migranten und das dann in ein Mäntelchen von Sprachzensur hüllen, nur damit ich nicht in engagierter Form Stellung beziehen muss.



Heben sich von der neoliberalen Denkweise ab: Patricia Holder, Franz Schultheis und Michael Gemperle vom Soziologischen Seminar der Universität St.Gallen. Bild: Daniel Ammann

Es gibt ja verschiedene Formen des Engagements. Und für Bourdieu war es eben wichtig, unabhängig von etablierten Parteien und Institutionen zu intervenieren. Gleichzeitig hat er sich sehr stark als kollektiver Intellektueller verstanden, als Bestandteil eines intellektuellen Kollektivs, das aufgrund eines gemeinsamen Forschungsfundus auch politisch agiert. Dies steht im Unterschied zu Intellektuellen, die sich eher als Einzelpersonen und aus einer grundsätzlichen Position heraus engagieren.

Es war ja so, dass sich Bourdieu angesichts der Erfahrungen in Algerien von einem Philosophen, der von den Hügeln ins Tal der menschlichen Nöte hinunterguckt, zu einem Soziologen gewandelt hat. Ob ich von meinem subjektiven Standpunkt heraus philosophiere oder ob ich sagen kann, ich habe 200 Gespräche mit Alltagsmenschen geführt, ergibt einen anderen Standpunkt. Diesen Ansatz hat er später in Frankreich fortgeführt. Hinzu kommt eine Schriftenreihe mit Namen «raisons d'agir», die man als seine politische Quintessenz bezeichnen kann. Da sind auch die Reden versammelt, die er bei politischen Veranstaltungen gehalten hat, unter anderen die berühmte und oft zitierte am Pariser Gare de Lyon. Es ging ihm dabei vor allem darum, die Forschungsergebnisse auch vor den Leuten öffentlich zu machen, die am meisten davon betroffen waren.

Das Bild des Philosophen, der voll Mitleid ins Tal blickt und sich dann zum Bodenarbeiter wandelt, lässt sich auch auf Ihr Seminar beziehen.

Wir sind bereits unten. (Tigerbergstrasse 2, oberhalb Grabenhalle, Red.)

Darauf möchte ich hinaus. Haben Sie den Auftrag, dem ökonomischen Blick von oben, einen sozialen von unten entgegenzusetzen?

Gut, wenn man für Soziologie angestellt ist, dann macht man Soziologie. Aber die Soziologie ist hier ein sogenanntes Reflexionsfach, also kein Hauptfach und da hat man die Türe bei den Studierenden nicht immer weit offen. Das heisst, man muss mehr Arbeit leisten, um die Sachen rüberzubringen, was im Grossen und Ganzen auch gelingt. Zudem fühlen wir uns mit dem Ansatz der Alltagssoziologie hier unten in der Stadt sehr wohl.

Die Finanzkrise macht es der vorherrschenden ökonomischen Theorie natürlich nicht einfacher, für ihre Ergebnisse eine empirische Relevanz zu beanspruchen. Aber auch wenn die Krise sich weiter auszipft, heisst das nicht, dass die Ökonomen dann ausgerechnet auf die Soziologie als alternative Form des Wissens und der Erkenntnis zurückgreifen. Vielleicht sagen sie eher, jetzt brauchen wir noch mehr ökonomischen Sachverstand.

Zugleich spüren wir bei der Uni-Leitung ein gewisses Interesse und Wohlwollen, mindestens was die Forschungsförderung anbelangt. Dies kann damit zusammenhängen, dass wir soziale Phänomene differenzierter erklären können als die vorherrschenden wirtschaftswissenschaftlichen Paradigmen.

Dann war das zuzusagen wissenschaftlicher Weitblick der Wirtschaftsuni, dass man den Soziologen Franz Schultheis mit seinem Mitarbeiterstab nach St.Gallen geholt hat.

Wir hoffen es. Es gibt neben dem Neoliberalismus ja auch noch eine gewisse liberale Tradition, eine Offenheit gegenüber pluralen Denkweisen und davon profi-

tieren wir auch. Zum Beispiel wird die Ausstellung und das Begleitprogramm von der Uni finanziell unterstützt.

Haben Sie hier in St.Gallen nicht manchmal das Gefühl, dass Sie nur als PR-Feigenblatt fungieren?

Das muss sich erweisen. Wir sind hier um kritische Sozialforschung zu betreiben. Und wir haben einen öffentlichen Auftrag, das heisst wir sind angehalten, dabei im Dienste der Bevölkerung vorzugehen. Beispielsweise arbeiten wir zu Themen wie soziale Ungleichheit, weil wir denken dadurch zu einer Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse beizutragen. Zum öffentlichen Auftrag gehört dann auch, die Ergebnisse der Forschung einem möglichst grossen Teil der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wir haben diese Freiräume, wir nutzen sie und finden auch Echo. Das Medieninteresse für «Gesellschaft mit begrenzter Haftung», die Vorläuferstudie für das grosse Projekt «Transformation der Arbeitswelt», das jetzt am Laufen ist, war riesig.

Wie setzen Sie diese Methode der kritischen, respektive engagierten Sozialforschung um? Woran arbeitet Sie im Moment?

Es gibt Forschungsprojekte, die wir selber oder zusammen mit anderen Instituten entwickeln, und auch solche, die von aussen an uns herangetragen werden. Ein Beispiel dafür ist ein Auftrag von der eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen in Bezug auf die Einbürgerungsinitiative vom letzten Juni. Wir haben die Diskussionen in den verschiedenen Medien in drei Kantonen verfolgt und auf die identitätspolitischen Relevanzen überprüft. Zum Beispiel haben wir festgestellt, dass dabei vor allem von Seiten der SVP aber auch von anderen «die Eingebürgerten» als fixer Terminus und problematische Kategorie eingeführt wurde. Die Studie befasst sich dann auch mit den Auswirkungen solcher Setzungen auf Migrantinnen und Migranten. Das grosse Projekt, an dem wir gegenwärtig arbeiten, hat den Titel «Transformation der Arbeitswelt». Es geht darum, anhand von Gesprächen mit ausgewählten Erwerbstätigen aus verschiedenen Branchen über ihre Arbeitserfahrungen zu ergründen, ob und in welcher Form die aktuellen Veränderungen eine Gleichgerichtetheit aufweisen. Dass die Arbeitswelt sich in einem rapiden und tief greifenden Wandel befindet, ist ein Gemeinplatz. Uns interessiert jenseits von Stereotypen, wie Erwerbstätige diese Veränderungen wahrnehmen und wie sie damit umgehen. Dazu führen wir Tiefeninterviews mit rund achtzig Erwerbstätigen aus verschiedenen Arbeitswelten und Berufspositionen durch, die wir dann mithilfe soziologischer Kontextdaten analysieren. Daraus entsteht ein breites Kaleidoskop von Porträts charakteristischer Positionen und Perspektiven auf den aktuellen arbeitsweltlichen Wandel. Das Allgemeine an diesen Beispielen arbeiten wir im Rahmen der vierzigköpfigen Forschungsgruppe mit Arbeitswelt-spezialisten aus Deutschland, Österreich und der Schweiz heraus. Das Ziel ist, ein eingehendes Verständnis für die Lage und Ansichten der dargestellten Erwerbstätigen zu bewirken – aus der Einsicht, dass dies die Quelle gesellschaftlicher Solidarität ist. Es ist qualitative Forschung und Gesellschaftsdiagnose von unten. Es geht darum, die Leute selbst zu Wort kommen zu lassen, anstatt immer nur als Intellektuelle in deren Namen zu reden, als hätten wir ein Mandat dafür.

Der Bourdieu-Februar

Ausstellung in der Buchhandlung Comedia

«Ökonomien des Elends.
Pierre Bourdieu in Algerien»

Bis bis 28. Februar.
Öffnungszeiten: Mo bis Fr 9.30 – 18.30 Uhr,
Do 9.30 – 20 Uhr, Sa 9.30 – 17 Uhr.
Vernissage: Donnerstag, 29. Januar, 18 Uhr.
Einführung von Ulf Wuggenig.

Comedia Buchhandlung St.Gallen. Mehr Infos: www.comedia-sg.ch

Erfreuliche Universität Palace

Franz Schultheis, Soziologisches Seminar
Universität St.Gallen:
Von Algerien in die Banlieue.
Pierre Bourdieus Soziologie der Prekarität
Mittwoch, 4. Februar, 20.15 Uhr.

Alessandro Pelizzari,
Regionalsekretär Unia Genf:
Prekarisierung der Niedriglöhner –
Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt
Dienstag, 10. Februar, 20.15 Uhr.

Berthold Vogel,
Hamburger Institut für Sozialforschung:
Der Rhythmus der Gesellschaft. Zeitgefühl
und Ungleichheitsordnung bei Pierre Bourdieu
Dienstag, 17. Februar, 20.15 Uhr.

Panel: Prekarität und Sozialwissenschaft.
Teil des Problems oder Teil der Lösung?
Dienstag, 24. Februar, 20.15 Uhr.

Palace St.Gallen. Mehr Infos: www.palace.sg

Filme im Kinok

Pierre Bourdieu:
La sociologie est un sport de combat
Einführung: Franz Schultheis,
Soziologisches Seminar Universität St. Gallen
Donnerstag, 5. Februar, 19.30 Uhr
Weitere Vorführung: Samstag, 7. Februar,
18.30 Uhr.

Un monde moderne
Einführung: Michael Gemperle, Soziologisches
Seminar Universität St. Gallen
Donnerstag, 12. Februar, 20.30 Uhr.
Weitere Vorführung: Samstag, 15. Februar,
18 Uhr.

Ça commence aujourd'hui
Einführung: Patricia Holder, Soziologisches
Seminar Universität St. Gallen
Donnerstag, 19. Februar, 20 Uhr.
Weitere Vorführung: Sonntag, 22. Februar,
17.30 Uhr.

Kinok St.Gallen. Mehr Infos: www.kinok.ch

KELLER + KUHN:
MAAG & MINETTI.
STADTGESCHICHTEN

LOST DREAM

Wichtige Briefe trägt Maag grundsätzlich auf die Zentralpost, obwohl er die Dienstfertigkeit der Leute auf seiner Poststelle schätzt. Zwar weiss er, dass ein Dienst nicht umso zuverlässiger ausgeführt wird, je höher ein Amt ist. Auch ist ihm klar, dass administrationslastige Strukturen häufig viel zu lange Behandlungszeiten zur Folge haben. Diesen beiden pragmatischen Einsichten steht sein kindlicher Glaube gegenüber, ein hohes Amt sei es seiner Reputation schuldig, alles zu tun, um die Bürger zufriedenzustellen. Und Fehler könne es sich schon gar nicht leisten. Nun sieht er sich vor die Frage gestellt, ob er diese Einschätzung nicht überprüfen muss. Ursache dafür ist der Umstand, dass die Leitung seiner Poststelle neu Selinda Kantor anvertraut wurde.

Unentschlossen steht er mit einem grossen Umschlag im Korridor. An der Wand neben der Garderobe zeigt eine Schwarz-Weiss-Fotografie den Spitzengalopper Lost Dream, der mit einer Halslänge Vorsprung durchs Ziel jagt, unterstützt von Ernie Chazelle, dem sich dicht an seinen Hals schmiegenden Jockey. Machte Selinda nicht unlängst eine beiläufige Bemerkung über ihre Bewunderung für Rennpferde? Was spricht denn dagegen, nicht wieder seine gesamte Post im Viertel aufzugeben? Und warum nicht auf einem Klassehengst wie Lost Dream? Mit elegantem Schwung wird er die Briefumschläge durchs Aussenfenster hineinreichen, und nimmt sie diese sogar selbst in Empfang, kann er sie von Zeit zu Zeit galant im Damensitz vor sich aufs Pferd bitten. Entzückt sieht er sich mit ihr stadtauswärts galoppieren, begleitet von anerkennenden Spaziergängerzrufen. Irgendwo am Fluss wird sich ein Gartenrestaurant finden, in dem sie sich, nachdem sie das Pferd versorgt haben, erfrischen können. Selinda wird ihr erhitztes Gesicht an seine Brust legen und hingerissen flüstern: «Wie im Kino!»

Keller + Kuhn sind Christoph Keller (St.Gallen/New York) und Heinrich Kuhn (St.Gallen/Paris).



Illustration: Beni Bischof



Illustration: Rahel Eisenring

MEISTERSTÜCK

ROMY RAAS-BICKEL

«Romy war eine gute Tanzlehrerin und super Pädagogin. Sie begleitete mit dem Klavier. Und ihre Geschichten waren immer sehr spannend. Wir waren ihre «Kinderli». Damals nannte sie uns so», erzählt Kerstin Frick. Seit der zweiten Klasse war sie Romy Raas-Bickels Schülerin, heute ist sie 26 und führt seit Ende 2008 die Tanzschule ihrer Lehrerin weiter. Romy Raas-Bickel ist 76: «Und du warst meine Biene Maja. Ich sehe dich noch vor mir als kleines Mädchen in deinem gelb-schwarzen Body.» Entspannt sitzt Romy Raas-Bickel im Schneidersitz auf dem Bett im Nebenzimmer ihrer ehemaligen Tanzschule. Auf die Frage, wie sie Tanz mit Worten umschreiben würde, antwortet sie: «Seele, Körper, Ausdruck. Vor allem Ausdruck. Tanz ist die Verinnerlichung des Ausdrucks.» Sie habe viel von ihrer Mutter gelernt. Ilse Bickel hatte eine Gymnastikschule und deren Mutter eine für Gesellschaftstanz. Mit zwei Jahren wurde Romy von den Bickels adoptiert, weil sie die Beinchen so lustig zwischen den Gitterstäben des Bettes hervorgestreckt habe, als Ilse und Paul ins Bieler Waisenhaus Pouponnière kamen. «Schon früh durfte ich einige von Mutters Kursen übernehmen. Sie sagte immer «Jetzt mach mal ein paar Bodenübungen mit deinen Schülerinnen.» Ich sagte nur: «Ich mache, was ich will.» Mit achtzehn verliess Romy ihr Elternhaus in Basel. Sie ging für drei Jahre nach Essen an die Folkwang-Schule. Einer ihrer Lehrer dort war Kurt Jooss, Wegbereiter des deutschen Tanztheaters. Eines Abends, nach zu langem Üben, brach sie sich den linken

Fuss. Jooss meinte, jetzt seis vorbei mit der Karriere. «Ich habe mir aber gedacht «Wart nur ab» und hab fleissig weiter trainiert.» Danach folgten weitere Ausbildungen in Paris bei Madame Nora, in London bei Sigurd Leeder, einem der Begründer des Ausdruckstanzes, sowie Engagements unter anderem für die Bayreuther Festspiele. 1957 kam Romy Bickel ans Stadttheater St.Gallen, wo sie ihren Ehemann, den Klarinettenisten Hanspeter Raas, kennen lernte. «Als ich 1963 meine eigene Tanzschule an der Hinteren Schützengasse eröffnen wollte, war meine Mutter nicht begeistert. Doch als sie mich bei der Eröffnungsfeier tanzen sah, wusste und akzeptierte sie, dass ich nicht nach Basel zurückkehren würde.» Romy Raas-Bickels eigene Karriere war geprägt von Bekanntschaften mit grossen Tanzkünstlern wie Maurice Béjart, Harald Kreutzberg und Mary Wigman, die während der von Mutter Ilse organisierten Sommerkurse ihren Anfang nahmen. Damals lernte Romy Raas-Bickel auch Hans Züllig kennen, einst Rorschacher Metzgersohn, dann Professor für Tanz in Essen. «In den achtziger Jahren hatte ich zwei sehr begabte Schüler, Gregor Zöllig und Urs Dietrich. Hans Züllig kam extra nach St.Gallen, um deren Aufnahmeprüfung für die Folkwang-Schule abzulegen.» Beide wurden zugelassen. Heute ist Zöllig Leiter des Tanztheaters Osnabrück, Dietrich Leiter des Tanztheaters Bremen. Romy Raas-Bickel betont: «Das war nicht mein Verdienst, die kamen zu mir und konnten es einfach schon.» Das sehen so manche ein wenig anders. **Salina Schmid**

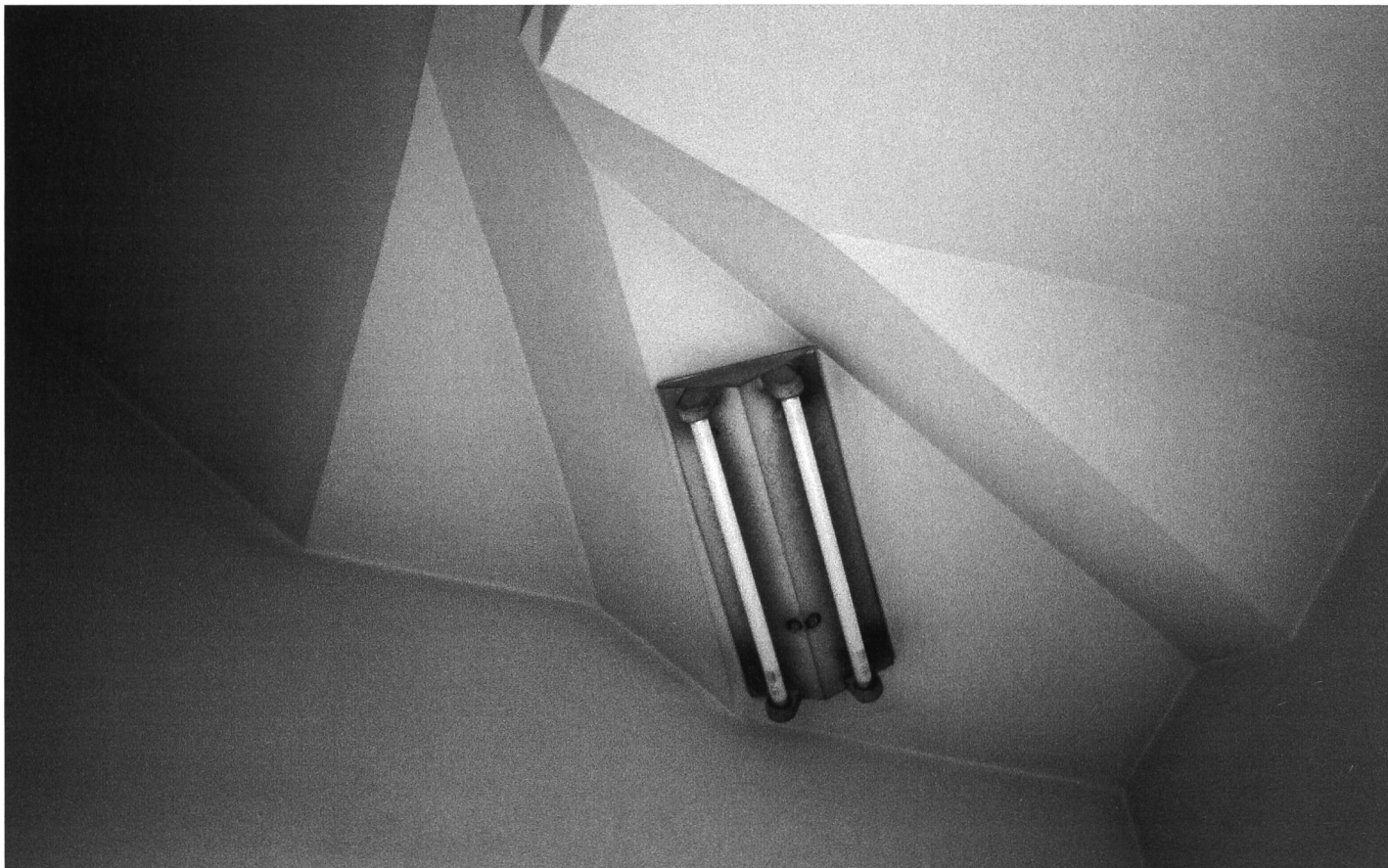


Bild: Barbara Signer



Bild: Michael Bodenmann

Gibt es etwas Einsameres als eine Neonröhre?

YAKUZA-ROCK

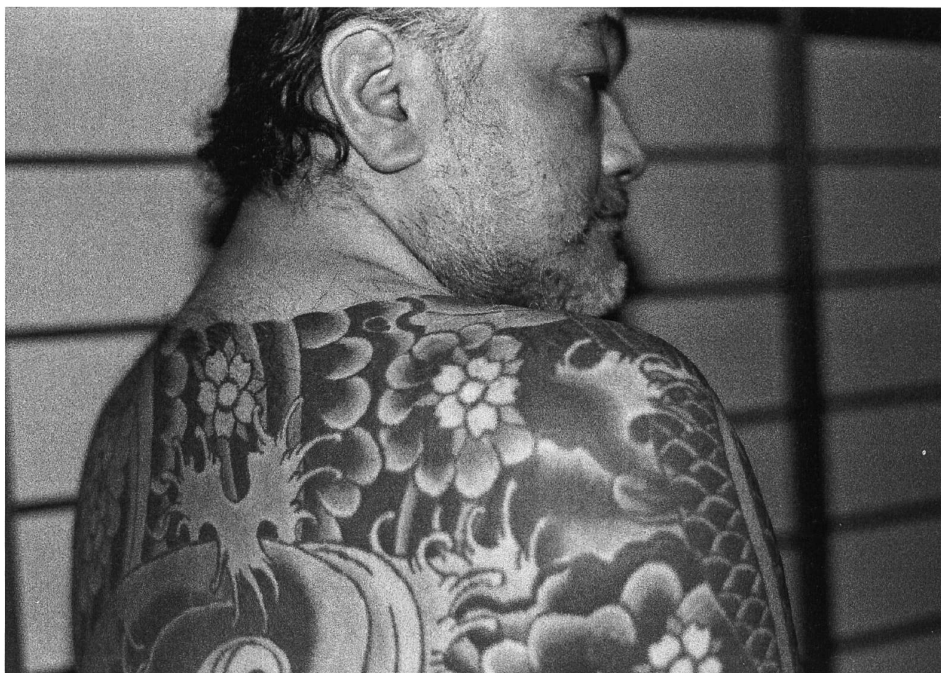
«Erschreckt nicht. Ich bringe meinen Bodyguard mit, einen riesigen, tätowierten Ex-Yakuza», sagte Jake, unser Landlord, am Telefon, als Michael und ich ihn Ende September vom Bahnhof in Shimokitazawa aus anriefen, damit er uns abholen kommt. Jake übertreibt zwar stets ein wenig, denn er ist ungemein stolz auf seine Geschichten und sein Wissen über die Yakuza. Doch würde man Mochizuki-san, dem erwähnten Leibwächter, begegnete man ihm Nachts in einer dunklen Gasse, ungern widersprechen.

Entschuldigung für Unentschuldbares

Ein einziges winziges Wölkchen bedeckt den strahlend blauen Himmel. Doch vom schönen Wetter merkt man nicht das Geringste, kein einziger Sonnenstrahl dringt in die verqualmte, in Neonlicht getauchte Stube, während Mochizuki-san im Wohnzimmer amerikanischen Filterkaffee kocht und eine Hope-Zigarette nach der andern raucht. Vom Tatamiraum nebenan tönt unaufhörlich die nervtötende Melodie eines Plastikspielzeugs herüber, das seinem einjährigen Sohn Jin gehört. Mochizuki-san hat ohne Zweifel spannendere Zeiten hinter sich. Gerne und stolz erzählt er, wie er sich qualvolle 400 Stunden lang tätowieren liess und betont immer wieder, dass das eigenhändige Abschneiden des kleinen Fingers seiner linken Hand bedeutend weniger schmerzte. «Please accept a token of my apology», sagte auch Robert Mitchum alias Harry Kilmer in Sydney Pollaks Film «The Yakuza» von 1975 und überreicht seinen Finger in ein Taschentuch gewickelt dem Yakuza Takakura Ken – als Entschuldigung für Unentschuldbares. Danach war alles vergessen. Mit Gitarrespielen war für Ta-chan, so Mochizuki-sans Übername, hingegen Schluss. 1975 war er für kurze Zeit Bandmitglied bei Gedo, den japanischen Led Zeppelin. Allen voran sieht man ihn im Videoclip auf einer Harley. Aber Yakuza und Rockband passe nicht recht zusammen, meint er. Er sei schon immer ein wenig zu durchgeknallt gewesen, für so eine ernste Sache wie die Yakuza. Dabei fährt er sich mit der Hand über die Wange, als würde er sie mit einem Messer filettieren.

Am Ende der Welt

Anfang November fahren wir nach Aburatsubo, an die Spitze der Miura-Halbinsel südlich von Tokyo. Dort bekommt man den besten Negitoro-don, gehacktes Thunfischfleisch mit Frühlingzwiebeln auf Reis, dazu Meersicht und Ruhe, denn in Aburatsubo steht die Zeit still, während der Rost nagt. An der Endstation steigt ein einziger Fahrgast aus, dem wir wenig später an einem einsamen Flecken unten am Meer wiederbegegnen. Er trägt einen schwarzen Anzug, einen Aktenkoffer in der Rechten, und blickt gedankenverloren aufs Meer. Ein seltsames Bild inmitten der Natur. Ob er sich wohl des Lebens müde in die Wogen stürzen möchte? Später begegnen wir ihm noch einmal, während er von einer Tafel die Telefonnummer einer Firma abschreibt, die Land verkauft. Möglicherweise hat ihn Aburatsubo vor dem Tod durch Ertrinken gerettet.



400 Stunden lang liess sich Mochizuki-san tätowieren. Bild: Michael Bodenmann

Oberhalb des stillen Plätzchens am Strand ragt das Hotel Aburatsubo aus dem Unterholz. Ein stattliches Hotel aus den Sechzigern, das vor kurzem noch in Betrieb gewesen sein muss, mittlerweile jedoch von wucherndem Unkraut in Besitz genommen und von der salzigen Meeresluft zerfressen wird. Als ich die Fotos später Mochizuki-san zeige, sagt er überrascht, dass in ebendiesem Hotel Zeremonien seiner Yakuza-Familie, der Mochizuki-gumi des Inagawa-kai, stattgefunden hätten. Genau da. In Aburatsubo. Am Ende der Welt.

Vielleicht mag er deshalb das Meer auf den Fotos nicht. Überhaupt scheint er meine Bilder seltsam zu finden. Wieso ich die Neonröhre im Gang eines alten Industriegebäudes fotografiere, möchte er wissen. Ob das Bild eine Bedeutung habe. Es sei irgendwie einsam und traurig. Ja, einsam ist es. Gibt es etwas Einsameres als eine Neonröhre?

Die Schönheit anonymer Architektur

Gleichzeitig ist das alte Industriegebäude eines der schönsten Bauwerke in Tokyo. Mein Lieblingsgebäude sozusagen, in dem sich die Galerie befindet, in der ich zurzeit arbeite. Es steht in Kiyosumi-Shirakawa, umgeben vom Sumida-Fluss, der pastellorangen Asano-Zementfabrik und der Toto Museen Taxizentrale mit ihren beige Taxis, in denen die Fahrer vor sich hin dösen, die Sitze heruntergelassen, die Füsse aufs Armaturenbrett gelegt. Das Gebäude selbst ist im Grunde genommen interessanter als der Grossteil der darin ausgestellten Kunst. Die eigenwillige Geometrie der Gebäude, die in diesem Stil gebaut wurden, ist bemerkenswert. Die ungewollte Kombination der Farben in ihren feinen Nuancen. Die gewachsenen, petrolfarbenen Linoleumböden. Das Licht, das durchs Fenster fällt, um ein helles Rechteck an die mintgrüne Wand zu werfen, als sei es ein Bild. Das Treppenhaus, das zu einer kantigen Spirale wird, wenn man vom siebten Stock nach unten blickt.

Die einsamen Neonröhren. Jedes Mal wenn ich vom sechsten in den siebten Stock renne, erwartet mich ein neues Spektakel. Ein Meisterwerk des Zufalls oder die subtile Inszenierung eines unbekannteren japanischen Innenarchitekten? Die Schönheit alltäglicher Dinge. Auf der Busfahrt durch Shinjuku sieht man die riesigen Bürowolkenkratzer in der Nacht. Auf jedem Stock machen die Angestellten Überstunden und leuchten die Neonröhren aus den Fenstern. Sie bilden geometrische Muster, die sich wie Ornamente über die gesamte Häuserfassade legen. Die flackernde Melancholie einer defekten Strassenlaterne, die nicht aufgibt, während eine japanische Katze mit ihrem weisen Gesicht durch ihr letztes Licht huscht. Dieselben weisen Katzen legen sich an einem sonnigen Dezembertag im Aoyama-Friedhof um Michael herum in die Sonne, während er «Ich, der Kater» von Natsume Sōseki liest.

Mordende Tigerzüchter

Ich hätte gerne einen Koi in der Badewanne. Ich würde duschen und er würde neben mir in der Badewanne schwimmen. Jedenfalls wäre dies um einiges besser als Jakes Shabu-Shabu-Bad. Jake, der «Representative Director and President» seiner Ein-Mann-Firma «Japan Subterranean Economy Research LLC», der vier Mal am Tag badet und in seinem dunklen Zimmer, das wunderschön wäre, machte man die Schiebetüren auf und liesse etwas Licht herein, Polizeigeschichten schreibt. Über Mätsen von ermordeten Yakuza-Bossen, die sich in heissen Sommernächten angenehm kühl anfühlen, weil sie am ganzen Körper tätowiert sind. Und über mordende Tigerzüchter. Ich hätte lieber einen Koi in der Badewanne.

Barbara Signer, 1982, ist Japanologiestudentin und Fotografin aus St. Gallen.